

**Zeitschrift:** Beiträge zur Heimatkunde / Verein für Heimatkunde des Sensebezirkes und der benachbarten interessierten Landschaften

**Herausgeber:** Verein für Heimatkunde des Sensebezirkes und der benachbarten interessierten Landschaften

**Band:** 27 (1956)

**Artikel:** Aus dem Volksleben

**Autor:** Rappo, A.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-956530>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.03.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Aus dem Volksleben

von A. Rappo

Das Leben unserer Vorfahren war hart, streng die Arbeit, klein der Verdienst, doch dessen ungeachtet wussten sie auch die heitere Seite des Lebens zu schätzen und sich des Lebens zu freuen.

Bevor die Stadt Freiburg konnte sich Plaffeien einer *grossen Musikgesellschaft* rühmen. Um das Jahr 1840 bestand hier schon eine sogen. *Türkische Musik*, die gegen 60 Mitglieder zählte. Jakob Thalmann, Ammann von Plaffeien hatte die erste Musikgesellschaft organisiert. Die Mitglieder waren nicht nur aus dem Kreise der heutigen Pfarrei, sondern auch aus den umliegenden Pfarreien. Thalmann war auch Dirigent. Das Spiel bestand aus Blechinstrumenten, Trommeln, Holzinstrumenten und dem Spanischen Hut. Dieser sah folgendermassen aus: An einem Stabe war ein Bogen gespannt, an dem kleine Glocken in allen Tonarten hingen. Dieser wurde zuletzt noch bei den Umgängen mitgetragen und im Takte geschüttelt. Thalmann Peter hat als Messdiener oft damit gespielt, er ging im Brande unter.

Klarinetten waren deren zwölf. Alte Trompeten mit nur zwei Ventilen waren auch im Gebrauch, an Zugposaunen fehlte es auch nicht. An grossen Festtagen wie Herrgottstag, Skapulierfest kamen von weither zahlreiche Besucher, die in der Wirtschaft nicht alle Unterkunft fanden. Es wurde deshalb für jeden Festtag eine grosse Festhütte errichtet. Das Skapulierfest war das grösste Fest

des Jahres und hatte nach Ansicht der Berner die Bedeutung ihres Ryffenmattschaftscheidenes.

Ebenfalls bekannt war die Theaterfreudigkeit des Plaffeiervolkes. Im Jahre 1581 spielte man ein Stück, in dem sich einige das religiöse Gefühl verletzende Anspielungen befanden. Auf das Gesuch des Propstes von St. Niklaus verbot ihnen die Regierung die weiteren Aufführungen. Der Geschmack der Talbewohner war im 17. Jahrhundert in Freiburg geschätzt.

Die Leute von Plaffeien traten regelmässig auf im Gladiatortanz und im Reifentanz.

Der erste war eine Pantomime, getanzt, in dem jeder Darsteller einen grossen nackten Säbel in der Hand hielt. Die Geschicktesten machten Kraftsprünge.

Der Reifentanz wurde durch die Küferburschen gespielt, von Strasse zu Strasse. Auf dem Reif war ein mit Wasser gefülltes Glas.

Unsere Väter reden noch heute von einer Grossaufführung von Schillers « Wilhelm Tell » als Freilichtaufführung auf Pursmatte im Jahre 1890. Herr alt-Grossrat Jost Piller spielte Tells Knaben, Walter Tell wurde von Boschung Theodor und Gessler von Kolly Xaver, Egg dargestellt.

Auch von Schicksalsschlägen blieb Plaffeien nicht verschont. Trotz seiner Entfernung von den grossen Zentren erschien *die Pest* mehrere Male in Plaffeien. 1489 wurden Jean Chappotat und A. de Prez dahin abgeordnet zur Feststellung von drei von dieser Geissel betroffenen Personen. Die Tochter Baumer wurde 1523 in das Aussätzigenasyl nach Bürglen verbracht. 1440 waren in Plaffeien traurige Ereignisse. Mehrere Personen waren *der Hexerei* angeklagt. Ein Surni, ein verdorbener Mensch, wurde verbrannt. Yanni Rупpo wurde gerädert und seine Frau wurde verbrannt. Andere Personen erlitten die gleichen Todesstrafen. Wieviele Unschuldige und einfache Leute gingen in die Flammen und wieviele gerichtete böse Streiche würden heute nur mit einigen Monaten Arbeitshaus bestraft!

Neben diesen bedauerlichen Vorkommnissen findet man aber den Kampf des Menschen für das Gute und die Unterdrückung der Leidenschaften.

Ullinus Gasser von Plaffeien war ein beharrlicher Spieler und ruinierte sich. 1433 verkaufte er sein Haus, um seine Schulden zu bezahlen. Seine Frau Anquilla bemühte sich, ihn auf bessere Wege zu lenken. Endlich besiegt, vollbrachte er eine mutige Tat. Am 4. April 1433 schwur er in die Hände des Peter von Korbers und im Beisein seiner Frau, von nun an im Verlaufe von zehn Jahren weder selbst wieder zu spielen noch in seinem Namen spielen zu lassen. Wenn er während dieser zehn Jahre seinem Schwure untreu wird, bezahlt er jedesmal zehn Rheinische Goldgulden an Peter von Korbers und ebensoviel an seine Frau (Arch. cant. N<sup>o</sup> 28).

Das Ausspielen war damals Mode, die Karten existierten noch nicht. Es scheint, dass die Spielwut im Kanton verheerend herrschte, ebenfalls der Genuss von Alkohol.

Der Dütschbach gab den Anwohnern und den Gemeinden oft zu schaffen. Wassergrössen ereigneten sich periodisch. Im Jahre 1875 war der Dorfbach so hoch gestiegen, dass man an der alten Gemeindegewirtschaft auf zwei Metern Höhe noch die Spuren des Hochwassers sehen konnte. Ein grosser Mann hatte Mühe, hinaufzurecken. Beim Roten Kreuz im Kloster nahm das Wasser ein Hüttlein, die Frau konnte mit Mühe fliehen.

Auch seither gab es verschiedene Überschwemmungen und trotz der Abzweigung einer grossen Quelle im Jahre 1922 für die Wasserversorgung in Plasselb, welche den normalen Wasserstand des Baches um ein wesentliches absenkte, erfolgte die letzte Hochwasserkatastrophe am 7. Sept. 1954.

### *Der Verkehr*

Dieser gestaltete sich sehr mühsam, denn die Strassen waren eng, holperig und führten über Hügel und durch Täler, bergauf, bergab. Die Leute kannten nichts anderes als auf Schusters Rappen zu wandern. Ein Gang in die Stadt beanspruchte einen ganzen Tag und wurde meist nur gemacht, um den Grundherren den fälligen Zins zu bringen oder ein Kuhli oder einige Geissen auf den Markt zu treiben. Ein Habersäckli am Rücken oder ein Bissekli am Arm enthielt einen kleinen Imbiss, und oft kehrten die Leute heim ohne einen Rappen verkrämert zu haben.

Der Postverkehr war dazumal noch gering, denn der schriftliche Gedankenaustausch wurde sehr wenig gepflogen. Doch bestand in Plaffeien bereits eine Poststelle. Inhaber dieser Ablage war ein Pellet. Damals fuhr noch kein Postwagen. Ein Briefträger brachte anfangs jeder Woche einmal die Postsachen von Freiburg her.

Nur der Pfarrer war dazumal Abonnent einer Zeitung. Der erste Briefbote hiess Schafer und besass nur einen Arm. Als Schafer einmal 13 Briefe (von einer ganzen Woche) nach Plaffeien brachte, waren die Leute ganz erstaunt. Posthalter Pellet konnte natürlich nicht aus dem Ertrag der Postablage leben. Er war Krämer im Gebäude, wo sich im alten Dorfe der Laden von Franziska Piller befand. Da sich nach und nach Briefe und Pakete mehrten, sah sich Schafer gezwungen, zuerst zweimal, bald jeden Tag die aufliegenden Postsachen an Ort und Stelle zu bringen. Später vermochte ein einzelner Briefbote nicht mehr, die Sache allein zu bewältigen. Es wurde nun bereits ein Postwagen beordert, der den nachherigen Postkutschen ähnlich war. Der damalige Verkehr mit Freiburg geschah noch auf der alten Strasse.

Nach dem Schwarzsee führte früher von Rufenen weg kein fahrbarer Weg nach dem Schwarzsee. Die Älpler bedienten sich für den Transport des Nötigen der Saumtiere. Der Besitzer des Schwarzsees, vielleicht ein Balsinger, legte vom Zusammenfluss der beiden Sensen (zu den zwei Senken) einen fahrbaren Weg an. Der Gebrauch der erbauten Strasse sollte ihm jedoch etwas einbringen, weshalb er am genannten Orte eine Zollstätte errichtete. Jeder Fussgänger und jedes Fuhrwerk wurde zur Zahlung einer Gebühr pro Tier und pro Mann, angehalten, die man Zoll nannte. Später wurde die Strasse zum Staatsbesitz erklärt.

Der letzte Zöllner war der Urgrossvater unseres heutigen Gemeindegassiers.

Anfangs hatte es im Zollhaus nur eine Sägerei. Die heutige Wirtschaft war damals nur eine Remise zur Unterbringung von Laden. Nachdem das erste Strässchen nach dem Schwarzsee errichtet war, wurde eine Zollstätte gebaut.

Vom letzten Zollwärter erzählte man noch, seine jungen Söhne hätten den Passanten, die den Zoll nicht entrichteten wollten, ihren grossen Hund angehetzt, das immer gewirkt habe.

Ræmy bewirtete schon einige Gäste, trotzdem er kein besonderes Recht dazu hatte. Die Gaststube erreichte aber die Grösse der jetzigen nur zur Hälfte, denn die andere Hälfte wurde als Küche verwendet. Die jetzige Küche wiederum war Weinkeller. Auch das Loch, das oberhalb des Ofens in der Stubenecke war, sagt uns, dass die Gaststube früher als Wohnung benützt worden ist.

Es fanden zu dieser Zeit die Grossratswahlen statt. Auch der Zollwärter Ræmy begab sich zur Wahl nach Plaffeien und teilte dem damaligen Grossrat Riedo mit, dass er nie für ihn stimmen werde. Dadurch sehr erbost, liess der Grossrat die Schenke im Zollhaus schon am selben Abend schliessen. Tags darauf musste er sie aber wieder öffnen lassen.

Die erste rechtmässige Wirtin war eine Jaunerin, eine Buchs. Verschiedene Male kam das Zollhaus durch Kauf in andere Hände. Zu beiden Seiten der Strasse erwarben sich die Eigentümer von der Käserei weg bis zur Friesmatt die Waldungen. Um die Jahrhundertwende jedoch wurde viel Holz geschlagen. Schon mehrmals wurde das Zollhaus durch Wildwasser der Sense heimgesucht und hat jeweils beträchtlichen Schaden erlitten. Heute ist die Sense verbaut.

Vor dem Bau der Kantonalen Strasse in den Schlund konnte man nur mühsam die Sense passieren. Wer darum im Seetal keine Interessen hatte, bekümmerte sich nicht um den Bau der äusserst notwendigen Brücken. Die Besitzer der Alpweiden mussten also auf eigene Kosten Übergänge erstellen. Die Landbrücke vorthalb des Zollhauses wurde von der hiesigen Landbevölkerung erstellt und sie musste auch für deren Unterhalt sorgen. Ihren Gründern gemäss heisst sie heute noch einfach Landbrücke.

Die Besitzer der Geissalp- und Lägerliweiden sahen sich genötigt, irgendeinen Übergang zu erbauen. So erhielten diese Brücken auch die Namen Geissalp- und Lägerlibrücke. Die jeweiligen Kosten wurden von den Besitzern pro Tausend Schatzung bestritten.

Nach dem Sangernboden führte auch keine fahrbare Strasse. Von der Käserei im Zollhaus kam man durch den Ganterligraben über G'stein nach dem Schaferli, von da nach dem Sangernboden.

Bei der langen Mauer vor dem Zollhaus sieht man auf dem rechten Senseufer ganz nahe der Strassenböschung ein kleineres Stück der alten Strasse.

Das Gantersli ist ein kleines Gütlein oberhalb des Zollhauses mit Ausblick talwärts bis nach Plaffeien. Von da erzählt Thalmanns Benz folgendes:

Im Gantersli wohnte sein Grossvater Niklaus. Vor ihm wohnten da zwei Fräulein, welche in die Fremde wanderten und auch dort blieben. Diese schrieben nun der Gemeinde Plaffeien, wenn sie ihnen so und soviel Geld sende, so wollen sie sagen, wo sie im Gantersli bei Thalmanns Klaus Geld vergraben hätten. Die Gemeinde traute der Sache nicht, unterliess die Geldsendung, sodass das vergrabene Gut noch dort liegen muss. Wer Lust hat, kann also sein Glück versuchen.

Die beiden Fräulein versteckten das Geld im Sonderbundskrieg. Mettler Johann, geb. 1853, erzählte noch, er sei als junger Mann einst nach Boll auf die Arbeit gewandert und habe dort einen Mitarbeiter getroffen, einen Meuwly, der ihm gesagt habe, er könnte das Geld finden, wenn er dabei nicht rede und nicht von der Arbeit lasse, bis er es gefunden habe.

An der Strasse von Plaffeien nach dem Schwarzsee befindet sich im Hinterthelmoos zu rechter Hand eine schöne Kapelle, die dem heiligen Wendelin geweiht ist und wo jedes Jahr viele Messen gespendet werden zum Schutze von Haus und Vieh. Bei schweren Gewittern wurde und wird noch heute das Rufengelöcklein geläutet. Ein Guggisberger vernahm einmal, wie das Glöcklein immer läutete: «Nur immer munter gegen Guggisberg — nur immer munter gegen Guggisberg!» und das habe beim Donner gewirkt.

### *Plaffeien heute*

Das Verschwinden der alten Kleinbetriebe war in erster Linie eine Folge der erwachenden und rasch wachsenden Konkurrenzierung durch die zeitgemäss eingerichteten und geführten Grossunternehmungen, welche ihre Erzeugnisse durch die entstehende Motorisierung und die Verbesserung der Strassenverhältnisse zu konkurrenzfähigen Preisen bis in die entlegensten



Winkel des Landes befördern konnten. Ein immer mehr sich entwickelnder Aussenhandel warf landwirtschaftliche und technische Erzeugnisse ins Land, welche bald die Märkte beherrschten, sodass unsere Bevölkerung selbst in der Landwirtschaft eine Umstellung vornehmen musste und sich fast ganz auf die Viehzucht und Milchwirtschaft verlegte. Besonders die beiden Weltkriege jedoch brachten die Erkenntnis, dass einheimisches Schaffen und ein ausgedehnter Ackerbau die Existenz des Landes garantieren helfen, und so haben wir heute noch bis in die höchstmöglichen Lagen eine intensive Ackerwirtschaft.

Der Brand des Dorfes 1906 brachte sodann einige Kleinbetriebe, die noch hartnäckig einen aussichtslosen Kampf um Sein und Existenz führten, zum Stillstande. Es lohnte sich nicht mehr, beim Wiederaufbau des Dorfes damit weiterzufahren.

Mann besann sich auch mehr auf die Naturprodukte, die bei uns in reichem Masse vorhanden sind: Stein und Holz. Die stark wachsende Bautätigkeit auch auf dem Lande während des zweiten Weltkrieges und besonders nachher bewirkte eine solch grosse Nachfrage, dass heute eine bis an die äusserste Grenze gehende Ausbeutung dieser Materialien stattfindet. Besonders der für Hochbauten, Strassen- und Platzbepflasterungen und Verbauungen sehr geschätzte und gut geeignete Flyschstein des Schweinsbergmassivs bringt reiche Aufträge von Städten und Unternehmungen, sodass diese mit einheimischen Arbeitskräften kaum befriedigt werden können. So haben wir zahlreiche Steinbrüche im Schwarzseetal und im Ärgeren- und Höllbachtal.

Die grossen und weiten Waldungen von Staat, Gemeinden und Privaten erfahren alljährlich eine starke Ausbeutung, die jedoch durch staatliche Kontrolle in einem für die Zukunft vernünftigen Rahmen geschieht. Diese Holzschläge bringen den Gemeinden nicht nur eine dringend notwendige Einnahme, sondern auch manchem Hirten, Tagelöhner und Kleinbauern eine willkommene Verdienstmöglichkeit für die sonst erwerbslose Zeit des Winters. Die Aufforstungen von versumpften und wenig ertragreichen Bergweiden durch den Staat im Gebiete des Schweinsbergs und des Ättenbergs beschäftigen durchs ganze Jahr dutzende von Arbeitern.



Einige Handwerksbetriebe und ein Grossunternehmen verarbeiten das Holz mit einheimischen Arbeitskräften, das restliche wandert ab in die Grosssägereien und Holzindustrien. Hierin könnte eventl. die Möglichkeit einer intensiveren Bearbeitung des Holzes durch eigene Kräfte gefunden werden auf private oder öffentliche Initiative hin.

Während der in den Dreissigerjahren herrschenden Krisenzeit, die bei den meisten noch in denkbar unangenehmer Erinnerung steht, und während der in gar manchen Familien die Not mit zu Tische sass, wurde von den Frauen versucht, einige zusätzliche Rappen zu verdienen. Das vorerwähnte Drähteln kam erneut in Schwung und konnte sich in ganz geringem Masse bis auf heute behaupten. Sodann wurden in vielen Familien die flachen Strohhüte gebunden, die auf den ersten Photos unserer Leute noch heute bewundert werden können, die aber rasch wieder aus der Mode gekommen sind. Ebenfalls einen längeren Bestand hat die Kartonnage- und Papierbearbeitung, bei der Schachteln und Papierdüten geklebt werden, dies teils als Heimarbeit, teils in gemeinsamen Kleinbetrieben. Einige andere Versuche, Arbeit und Verdienst ins Land zu bringen, scheiterten einerseits infolge der schwankenden Marktverhältnisse, andererseits wegen mangelnder finanzieller Unterlage und Organisation. Was dem Oberlande dringend not tut ist eine genügende Arbeitsmöglichkeit für die Männer und Familienväter.

Wir finden heute in Plaffeien eine fleissig arbeitende und auf solidem Fusse verankerte Bauernschicht auf meist kleineren Gütern, sodann Kleinbauern mit wenig Jucharten Grund, welche sommers entweder als Hirten für Grossbauern oder Alpengenossenschaften tätig sind oder als Handlanger und Tagelöhner durch das ganze Jahr ihrem Erwerbe nachgehen, die Arbeit zu Hause der Frau und den Kindern überlassend. Wenige nur sind es, die allein als Arbeitnehmer ihr Brot verdienen.

Die Entdeckung des Schwarzseegebietes als Schmuckstück unseres Landes und der Bau des Ski- und Sesselliftes brachten einen gewaltigen Zuwachs von Fremden, die diese idyllische Gegend als Ferien- oder Sportort besuchen und damit zahlreiche einheimische Arbeitskräfte beschäftigen.

Die Arbeitsverhältnisse sind heute gut. Die Steinbrüche, Waldungen, besonders die Staatsforsten geben manchem Familienvater genügenden Verdienst, Überschwemmungen, Erdbeben bedingen Verbauungen, welche einerseits die Gemeinden leider sehr stark belasten und ihren Finanzhaushalt nie gesunden lassen, andererseits aber auch begehrte Arbeit bringen, ein intensives und gutgeführtes Baugewerbe beschäftigt bedeutende Kräfte. Zahlreiche Männer und Frauen suchen ihr Auskommen in Fabriken und auf Bauplätzen in Freiburg und Bern und in Kraftwerkbauten im Wallis.

Unsere Heimat kann lange nicht alle Kräfte behalten. Der reiche und schöne Nachwuchs unseres Volkes findet nur zum Teil sein Auskommen und so sehen sich alle Jahre viele Burschen und Töchter genötigt, in der Fremde ihre Existenz zu schaffen, sodass uns viele wertvolle Menschen verloren gehen. Lange Jahre wurden diese überzähligen Arbeitskräfte in die Fremde geschickt ohne genügende Vorbereitung auf einen Beruf und diese kamen oft unter die Räder eines rücksichtslosen Existenzkampfes. Es wurde darum für eine vermehrte Schulbildung und durch Berufsberatung und finanzielle Beihilfe für einen Nachwuchs gesorgt, der beruflich ausgebildet, sich einschalten kann in den Arbeitsprozess und überall unserer Gegend zur Ehre gereicht.

Es bleibt noch viel zu tun — und eine Sorge darf nicht vergessen werden — dass auch nach Aufhören der heutigen Konjunktur unsere Bevölkerung unter normalen Lebensbedingungen leben kann. Denn sie verdient es.